

Grundwasser [Fortsetzung]

Autor(en): **Zahn, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **2 (1912)**

Heft 48

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644269>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 48 · 1912

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst mit „Berner Wochenchronik“
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern . .

30. November

□ □ Winter. □ □

Don Josef Reinhart.

Das sy die Tage, das isch die Zyt,
Wo der Summer, der Summer
Wer weiß wie wyt!
Wo me cha luege,
So wyt me ma gseh
Alles vergrave
Vom Ysch und Schnee.
O du mi liebi Zyt!
Wie das vergoht —
Einiisch hei d' Rose blüeht,
Röfelilot.

Das sy die Tage, das isch die Zyt,
Wo der Summer, der Summer
Wer weiß wie wyt!
G'runzleti Bächli,
Dubwyßi hoor,
Trüebi Auge,
Näbel drvor!
O du mi liebi Zyt,
Wie das vergoht!
Einiisch hei d' Rose blüeht,
Röfelilot.

Mit Josef Reinharts neuem Gedichtbüchlein*) ist mir ein lieber Besuch ins Haus gekommen. Einen stillen, feierlichen Abend verbrachten wir zusammen. Das plauderte so lieblich, so voll Wohlklang und Melodie! Was es erlebt und gesehen „z'johrus, z'johr-y“: vom Frühling, vom Blütenbaum, aus Wiese und Feld, von Sommer und Winter; von heimlicher Liebe und Liebesleid; vom Mütterchen und vom Buebli, vom Fabriggemeitli und vom Burechnächt.

Diese neuen Liedli ab em Land sind reifer, inniger, voller, poestegefättigter noch als die früheren. Mit ihnen stellt sich Josef Reinhart in die vorderste Reihe der Dialektdichter alter und neuer Zeit, der Lyriker überhaupt. Denn nicht nur beherrscht er seine Mundart wie je ein Dichter seine Sprache; er hat in jedes seiner kurzen Gedichtchen poetische Stimmung und eine Fülle voll Wohlklang und Rhythmus eingefangen. Da ist kein gemachter Vers, keine einzige Strophe, die überflüssig wäre. Was nur ganz Großen und Sonntagskindern unter den Dichtern gelingt, das gerät Josef Reinhart in ganz besonderer Weise: er kennt die Brünlein der Poesie, die im Volkslied rauschen und er schöpft daraus mit vollem Becher

*) „Im grüne Chlee, neu Liedli ab em Land“. Umschlagzeichnung von H. Mürger. Verlag H. Francke, Bern. Kart. Fr. 2.50.

und sicherer Hand. Reinhart ist schon jetzt Volksdichter im eigentlichsten Sinne des Wortes, wie Peter Hebel und F. Ruhn und Peter Rossegger; er wird es je länger destomehr werden. Seine Liedchen könnten im „Röselgarten“ stehen. Schade, daß nicht Rudolf Mürgers poetischer Stift die wunderbar plastischen fein geschauten Gestalten dieser Gedichte festgehalten hat. Was für ein herrliches Bilderbuch müßte das gegeben haben! Noch ein Beispiel sei mir gestattet.

heimliche Liebe.

Wenn i früh verwache	Schynt im Garte d' Sunne,
Und eleini bi,	Chunnt er s' Strößli y.
Mueß i wieder danke,	Und i stoh bim holder —
As alls ne Traum isch ggi.	Doch — er goht verby.

Stöhd am Himmel d' Stärnli,
Zünde-n-i s' Lämpli a.
Wenn em's doch dörfst säge,
Was ig em nit säge cha!

Der Hinweis auf die Gelegenheit, mit einem Büchlein lieben Menschen eine Weihnachtsfreude zu machen, mag nach dem Gesagten als überflüssig erscheinen.

□ □ Grundwasser. □ □

Don Ernst Zahn.

8.

Plötzlich fühlte er sich in des Meisters Stube nicht allein genug, trotzdem ihn nichts störte. Er stieg über die kreischende Stiege zu der kleinen, schrägdieligen Kammer, welche die

Zwyrin ihm zugewiesen und ihm bisher eigens sauber und heimelig gehalten hatte, also daß er manchmal ein Frohgefühl empfunden hatte, gleich jenen, für die noch die Mutter sorgt.



'S isch äben e mönisch ufärde

Hier ließ er sich auf den rohen Holzstuhl nieder, legte die Arme um die Knie und starrte vor sich hin ins Dunkel. Jesus, Jesus, die Leni hatte ihn gern! Es wurde ihm weich wie nie zu Sinn. Auf einmal empfand er es wie einen Schmerz, daß er so gar nichts Erspartes just in seinem Raften hatte. Er wäre in diesem Augenblick damit zu dem Weibe unten in der Bennet-Hütte gelaufen und hätte gesagt: „Da nimm! Du sollst nicht mehr zu klagen haben!“ — hätte das der entfremdeten, verworfenen Mutter in dieser Stunde herzlich, ja fast liebevoll sagen können. Er hatte eine Sehnsucht, wohl zu tun.

Nach einer Weile entzündete er eine Kerze. Dabei fiel sein Blick auf ein altes Buch, dessen vergilbte Blätter so dicht aneinander klebten, als hätte nie eine Hand darin geblättert. Er erinnerte sich, daß die Zwyerin ihm das eines Tages hingelegt hatte mit den Worten: „Lies manchmal darinnen, Bub, es wird dir nichts schaden!“ Er griff hinüber und schlug es auf und wendete die Seiten, während seine Gedanken weitab wanderten. Sein Blick überflog allerlei Titel: „Gebetbuch“ stand auf der ersten Seite; das hatte er schon früher einmal gelesen. Dann kam er an ein Kapitel, das „Bittgebete in trüber Zeit“ überschrieben war. Dann an ein andres: „Dankgebete“. Und auf einmal haftete sein Auge an ein paar Zeilen eines der letzteren, das mit den Worten begann: „Herr, mein Vater im Himmel, du hast mich gesegnet weit über Verdienst!“ Da begann er, die Worte flüsternd nachzusagen, die er las, und dabei legte er die ungelentken Finger über dem Buche zusammen, er, der Bennet-Flori, der in keiner Kirche mehr gewesen war, seit ihn der frühere Pfarrer von Färnigen, ein streitbarer, strenger Herr, einmal an den Ohren zur Kinderandacht geschleppt hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Zwyer hielt einen Familienrat. „Es ging da oben in der Wohnstube etwas Sonderbares vor,“ meldete im Stall die Regine, die Hausmagd, die eben von dem Bauern selbst weggeschickt worden war und gehört hatte, wie hinter ihr der Schlüssel gefnarrt hatte, der ihr das Wiederkommen für die nächste Viertelstunde vollends verwehrte.

Wie hätten sie da unten die Ohren gespitzt, so sie hätten hören können, worüber oben die Rede ging.

Es war kein Streit; kein Zornwort wurde laut, und nicht einmal hob sich die Stimme des Bauern zu jenem drohenden Poltertöne, vor dem selbst der alte Knecht, der Veri, der seit dreißig Jahren auf dem Gut diente, den Kopf scheu senkte. Aber es lag auf den drei Gesichtern, die da einander zugewendet waren, ein fast leidvoller, gewichtiger Ernst. Die Stube war von Schneelicht hell. Sie sah just so blyhblank und freundlich aus wie sonst, und doch vermeinte die Bäuerin, den traulichen Raum nie so düster gesehen zu haben. Sie saß am Tisch, die Arme gradaus vor sich auf die Platte gelegt, den Leib gerecht und den Kopf wie in Troß in die Schultern zurückgebeugt. In ihren klaren, scharfblickenden Augen lag eine herbe Entschlossenheit, die ihrem Gesicht einen seltenen Ausdruck von abweisender Strenge gab.

Ihr gegenüber saß der Zwyer. Er hielt die breite, braune, wie aus Hartholz geschnittene Hand an das Kinn gelegt und den Ellbogen auf den Tisch gestützt. Durch seine Finger quoll das schöne, schwarze Barthaar auf die grobe Hemdbrust und überrieselte die rauhe Weste. Das weiße Licht eines Fensters lag über seiner dunkeln Stirn und zeigte jede Rinne in der furchigen Fläche, die gerade unter das zurückgestrichene Haar ragte. Eine der Linien zog sich tief hinab an die Nasenwurzel, als hätte ein scharfes Messer sie eben erst in das gebräunte Antlitz geschnitten. Sie gab ihm



Gueti Nacht, mis Liebeli,

einen Zug sinnender Sorge. Aber sein Blick ruhte mit demselben liebevollen Ernst wie sonst auf seinem Mädchen.

Leni stand mit herabhängenden, lässig gefalteten Händen. Ihr blondes Haar hatte einen leisen Glanz; die dunkeln Augen schimmerten groß, ernst und feucht dagegen. Eine große Ergebenheit und doch eine mächtige Stärke lagen in Haltung und Mienen: Leni hatte eine Weichte abgelegt . . .

„Da giebst uns ein schweres Rätsel zu raten auf, mein Maitli,“ sagte eben der Zwyer. Es war ein Glanz in seinen Augen, den Leni noch nie darinnen gesehen.

„Seht Ihr, Vater,“ redete sie mit leise zitternder Stimme, „es ist halt nun einmal so gekommen. Ich muß ihn gern haben; er braucht mich. Ich kann etwas Rechtes aus ihm machen und etwas Gutes; hat er mich nicht, so geht er verloren!“

„Ich glaube gar, du hast ihn aus lauter Mitleid gern.“ Die Zwyerin redete harten, energischen Tones.

„Nein,“ gab Leni fest zurück. Außer Euch beiden, ja über Euch, weiß ich keinen als ihn! Hätt' ich sonst Angst um ihn, wie ich sie habe?! Und hätte ich Heimweh, wenn ich ihn fort weiß!“

„Sag mir, was du an ihm achten kannst, worüber du dich an ihm freuen kannst!“ forschte der Zwyer.

„Er ist schaffig und stark, gerade und ehrlich! Er ist dankbar wie ein geschlagenes Kind für alles, was man ihm Gutes tut. Und wenn er den Hut vor Euch zieht, Vater, weiß ich, daß es ihm ernst ist. Er hat eine mächtige Achtung vor Euch und der Mutter!“

„Er ist alles das, du hast nicht gelogen,“ stimmte der Zwyer zu. „Aber,“ fuhr er mit Nachdruck fort, „vergiß auch nicht, was er weiter ist. Er ist aus einem übeln Boden gekommen. „Sumpf“ heißen die Stadtleute den Schmutzgrund, wo keine Ehrbarkeit ist und keine Scham. Da ist der Flori daheim gewesen. Er hat Mutter und Bruder noch, und wenn der Rütibauer inskünftig auf die Straße geht, würde das Volk mit Fingern auf ihn zeigen und sagen: „Seht, dem sein Mädchen hat einen aus dem ärgsten Hundelneft im Dorf geheiratet!“

„Vater!“ mahnte Leni.

Die Zwyerin sagte entschiedener: „Es kann nie sein, nie und nie! Was wollen wir noch länger reden!“

Da sah der Zwyer sie ernst an und legte ihr beschwichtigend die Hand auf die auf dem Tische liegende Rechte.

„Gemach, Mutter! Man soll keine Sach' so leicht beiseite legen! Wer weiß, ob wir nicht eine Sünd' tun an dem Bub, wenn man ihm das Glück verwehrt, das ihm der Herrgott auf den Weg streut!“

„Ja, denkst du nur an den, kannst an den noch denken, wenn's doch deinem Mädchen gilt!“

Der Zwyer hob in seiner vorigen sinnenden Art abermals an. „Es gibt zweierlei zu bedenken. Wie der Flori jetzt ist, an und für sich, ist er brav und recht, und jedes Mädchen mag zufrieden sein, das einen solchen Mann bekommt.“

„Ja, mein Gott, hast denn die Fastnacht schon ganz vergessen?“ warf die Bäuerin heftig ein.

„Eben, weil ich sie nicht vergessen habe, muß ich vom andern reden! Dem Flori seine Verwandtschaft wäre zu



Z bi ne Bergma wohlgemuet

verschmerzen. Es gibt noch andere Orte als Färnigen, und es hätte am Ende sein können, daß man dem Leni und seinem Mann auswärts ein Besitztum geschaffen hätte. Aber die Fastnacht hat gezeigt, daß der Flori schon von dem Gift in sich hat, das in der Bennet-Bude daheim ist, und ob das so ganz unschädlich bleibt auf die Länge, das fragt sich, und das glaub ich nicht!“

„Beim erstenmal, daß sie ihn verlocken, kommt er wieder in sein Hübelleben zurück!“ sagte die Bäuerin.

„Nicht, solange ich um ihn bin!“ gab ihr Leni zurück.

Da gab sich der Zwyer einen Ruck. „Komm daher, mein Mädchen!“

Leni trat an ihn heran, und er faßte sie bei der Hand. Sie sahen sich in die Augen.

„Siehst, wenn du ein andres wärst, eins von denen, die gern nach den Mannsleuten schauen, oder von denen nur, die in den Tag hineinleben und, wenn sie einen Wunsch haben, ihn gleich möchten erfüllt sehen, dann stände ich jetzt auf und sagte: „Aus der Geschichte wird nie und nimmer etwas. Ich, der Zwyer, will's nicht und geb' es nicht zu! und du weißt Mädchen, daß für dich und ihn weiter nichts zu hoffen wäre.“

Seine Stimme hatte gedreht, als meine er wirklich mit einem Schlage der üblen Sache ein Ende zu machen. Aber plötzlich gewann er den weichen Ton von vorhin zurück.

„Aber siehst — ich und die Mutter — gelt, Mutter? müßens bezeugen, daß du immer ein Gutes gewesen bist und ein Braves. Mein Zutrauen ist so groß, daß ich keine Angst um dich habe, sogar, wenn ich das Schlechteste an dich herankommen sehe! Und darum, weil ich so an dich glaube, mein Einziges, darum soll dem Flori Zeit gegeben sein, zu zeigen, ob er dich verdient!“

Die Hand des Bauern preßte die, die in der seinen lag, und der andern schmale Finger schlossen sich fest um die seinen. Die beiden hingen aneinander mit einem langen Blick. Es leuchtete feucht hier wie dort. Dann sagte der Zwyer: „Hörst, Mutter, das wär' mein Vorschlag: bald, sobald es sein kann, geht die Leni ins Welsche hinüber. Ich hab' schon lang daran studiert. Jetzt — sobald ein Platz gefunden ist — geht sie.



Anneli, wo bisch gester gsi?

Ein Jahr bleibt sie fort! Der Flori weiß, daß sie ihn mag. Bleibt er brav und recht das Jahr, dann soll weiter geredet und geforgt werden!

Die Bäuerin seufzte und sah auf die Tischplatte.

Leni war zusammengefahren. Ein Jahr — das war lang! Ob er stark genug sein würde? Dann hob sie den Kopf.

„Ihr meinet es gut, Vater! Ich danke euch. Und lasset es so sein.“

Jetzt erst schaute die Zwayerin auf.

„Ihr habt nicht nach meiner Meinung entschieden, ihr zwei,“ sagte sie mit einem trüben Lächeln, „aber es wird doch auf das herauskommen, was ich gemeint habe. Du tuft mir leid, Leni, aber du verschwendest dein Zutrauen. In einem Jahr wirst mir recht geben. Ich wünsche dir gern, daß ich unrecht habe!“

Sie erhob sich und reichte dem Mädchen die Hand, und als sie einen Ton, wie ein Schluchzen, vernahm, das Leni verwand, tat sie, was sie seit langem nie mehr getan. Sie brachte ihre Lippen auf ihre Stirn und verließ dann still die Stube. Auch der Zwayer stand auf.

„Solang du noch hier bist, bleibst du des Nütibauers Tochter und der Flori sein Knecht! Ein Zueinandergehen gibts nicht! Wenn du ihm ade sagst, kannst ihm sagen, wie lang seine Probezeit dauern muß. Daß du mit mir und der Mutter geredet hast, soll er nicht wissen. Das bring ihm als Geschenk mit, wenn du wieder heimkommst und er brav geblieben ist . . . Also helf dir Gott, Leni!“ Damit ging er an seine Arbeit.

(Fortsetzung folgt.)

„Im Röseligarte“.

Im Röseligarte will i dir warte,
Im grüne Chlee, im weißen Schnee.

Meine Kindheit erstekt mir wieder beim Klange dieser Worte und ihrer Melodie, meine goldenschöne Kindheit mit dem Heimatdorfe am tannendunklen Berge. Mitten in jenem Dorfe steht das Wirtshaus, in dessen Tanzsaale die Paare sich drehen in wirbelndem Gestampf. Mir ist, als höre ich die Klarinette locken und den Brummhäß stöhnen durch die offenen Fenster in die laue Maiennacht hinaus. Nun verstummt die Musik, ein übermütiges Stiefelpaar trampelt noch einige verspätete Takte; der Tanz ist aus, und die Bursche poltern mit ihren glühwangigen Mädchen zum Wein. Uebermütiges Lachen und lautes Jauchzen, und jetzt klingt eine sehnsüchtige Weise zweifeltimmig aus dem wirren Lärm heraus und wirbt um Gehör so fleißig und eindringlich, daß das tolle Jauchzen ringsum verstummen muß: „Eine treue Seele, die ich mir wähle, wer's glauben tuet, wer's glauben tuet.“ Und wie ich, der kleine Bube, bei nachtoffenem Fenster einschlafe, so klingt es wie aus weiter Ferne in meinen Traum hinein: „Er ist in Schleswig, er ist in Holstein, er ist Soldat und bleibt Soldat.“ Und dann träume ich von dem Soldaten, der in der Fremde muß „Schildwach stehn und Patrouillen gehn“ und der sein Mädchen in der Heimat sehnsüchtig grüßt: „Schay ich bin dein und du bist mein.“ — Oder wieder sehe ich in meinem Geiste das breite Schindeldach des Nachbarhauses und sehe Buben und Mädchen auf dem Bänklein sitzen vor dem Stalle. Es ist Sonntag abend; der Mond ist über den Hügeln aufgegangen und gießt sein reiches Licht auf die Matten und Bäume und in die Dorfstraße. Die Mädchen haben drüben ein Lied angestimmt, ein Schullied, eines von den alten und schönen, die sie nicht vergessen haben. „Queget, vo Berg und Tal“ klingt es in die helle Sommernacht hinaus. Es ist stille geworden auf dem Dorfplatz, die Leute stehen oder sitzen noch vor ihren Häusern und lauschen dem Liede der Mädchen; nur der Brunnen plätschert unablässig

seine einförmige Weise. — Ich hatte mich auch hinzugeschlitten, hinter dem Rücken der Mutter auf und davon; Mutter meinte, die Reden und Späße der Knechte und Mägde seien nichts für mich; diesmal aber zog mich das Singen stärker, als mich die Mahnung zurückhielt. Wie schön das war! Sie sangen alle ihre Lieder, die sie kannten; eine Melodie weckte die andere. Und während die Mädchen sangen und die Buben, die sich schämten, mitzuhelfen, ihnen die Zöpfe zusammenbanden, saß ich auf dem Dengelstein und ließ die Gestalten der Lieder an mir vorüberziehen: Das Breneli ab em Guggisberg und sein Simes Hans-Joggelet änet em Berg und den kranken Jung-Soldat „von einundzwanzig Jahren“ und den armen Söldner, den zu Straßburg auf der Schanz das Heimweh packte. Nie mehr später habe ich die Poesie dieser Lieder so tief und unmitttelbar empfunden; das Nachspiel, das mir zu Hause wartete, wo man mich in allen Ecken gesucht hatte, vermochte trotz seines tragischen Ernstes jenen Eindruck nicht abzuschwächen.

Ich habe späterhin unter Blütenbäumen, im Waldesdunkel, auf hoher Alp und sonstwo mit sentimentalem Nachempfinden Volkslieder gehört und mitgesungen; heute braust das Leben der Stadt um mich und ladet mich der Kunstgesang in Säle voll Licht und Glanz zum aktiven und passiven Mitmachen ein. Wenn ich nun Volksliedstimme empfinden will, so muß ich schon diese kleinen Liederbüchlein mit dem vergnüglichen Flötenbläser auf dem farbigen Umschlage in die Hand nehmen. Da ich sehr mäßiger Sänger und Spieler bin, so begnüge ich mich mit beschaulichen Blättern in diesem lieben Büchlein.

Das ist Rudolf Müngers „Röseligarte“, sein Rosengarten der Kunst, seiner besten Kunst, wie mir scheint. Münger ist für mich der Zeichner des Volksliedes. Hohe Fähigkeiten haben ihm diese Meisterschaft eingebracht. Was Avenarius und andere mit gelehrten und schönen Worten gesagt, möchte ich schlicht ergänzen. Rudolf Münger ist eben kein Unbekannter mehr; sein Ruhm ist längst über die Grenzen unseres Landes